

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 12.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

— Berlin, 10. Juni 1894. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> M.

XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Ein reiches Mädchen.

Roman von Moriz von Reichenbach.

I.

„Also wirklich?“  
Die Angeredete bewegte zustimmend ihren Kopf. Ihr altes, fahles Gesicht zeigte nicht den Ausdruck eines tiefen Herzeleidens, wohl aber den der Ermüdung.

„Heute früh um sechs Uhr ist er gestorben,“ sagte sie leise.

„Und hat mir dadurch noch zu guter Letzt die Theater-Fahrt nach Lotnis verdorben, auf die ich mich so gefreut hatte!“

Das etwa vierzehnjährige, lang aufgeschossene Mädchen, das mit diesen laut gesprochenen Worten das Geselüster der beiden Damen unterbrochen hatte, stand am Fenster und trommelte mit nervöser Ungebuld gegen die Scheiben.

„Um Gottes willen, Sesi, sei still, wie kannst Du so etwas sagen!“

„Ihr seid so wenig traurig wie ich, und ich weiß nicht, warum wir jetzt plötzlich eine große Trauer heucheln sollen. Ich für meinen Theil werde es nicht thun, denn Lügen ist gemein!“

„So sprich doch wenigstens nicht so laut, Sesi, bedenke, wir haben einen Todten im Hause!“

„Er hat uns alle gequält, solange er lebte, und zuletzt war es kaum noch auszuhalten, das habt Ihr gestern noch gesagt und habt alle seinen Tod herbeigewünscht. Wie könnt Ihr heute plötzlich verlangen, daß ich traurig sein soll, nun er endlich gestorben ist!“

„Sesi, Sesi, was würde Deine arme, selige Mutter sagen, wenn sie Dich so sprechen hörte!“

„Ja, das haltet Ihr mir immer vor, aber niemand sagt mir, was ich eigentlich machen und sagen sollte, das in Ramas Sinne gewesen wäre, und darum thue ich, was ich selbst für richtig halte.“

Sie schritt der Thür zu, die nach dem Hansflur führte, und schloß sie geräuschvoll hinter sich.

Die beiden Zurückgebliebenen warfen einen klagenden Blick zum Himmel empor, dann sahen sie einander fragend an.

„Was nun?“

„Ich habe an Herwart telegraphirt,“ sagte Frau von Batten, die Schwester des Verstorbenen.

„Und glaubst Du, daß Herwart wirklich Universal-Erbe ist? Ich würde es meinem guten Bruder ja von Herzen gönnen, aber Euch gegenüber, die Ihr doch die rechten Geschwister des Verstorbenen seid, läge darin eine große Ungerechtigkeit; denn alles, was Recht ist, wir, Herwart und ich, wir sind doch nur seine Stiefkinder!“

„Es ist häßlich von Dir, Almchen, daß Du das einsehst, und, wahrhaftig, ich hab' mir's redlich um ihn verdient; seit dem Tode Deiner guten Mutter bin ich ihm eine Pflegerin gewesen, die keine Mühe scheute.“

„Gewiß, mein gutes Tantchen, wenn man auch andererseits zugeben muß, daß ich die Pflege schließlich allein hätte besorgen können, und daß mein armer Stiefvater Dich um diesen Liebesdienst wohl eigentlich nicht gebeten hatte!“

„Nun, mein gutes Almchen, es wäre doch etwas viel für Dich gewesen, diese Pflege, die uns beide fast aufgerieben hat, allein zu besorgen und außerdem auch noch dieses enfant terrible, die Sesi, zu erziehen! Indes, Du hast sehr recht, Almchen, ich kann nicht glauben, daß mein nun seliger Bruder eine so colossale Ungerechtigkeit begangen haben sollte, und — du lieber Himmel, es ist ja so viel Geld da — —“

„Allerdings, aber — am Ende — Du hast doch nur eine Tochter, und die ist gut verheiratet!“



Droni.

Nach dem Bilde von Hanns Fehner. — Siehe Seite 96.

„Darüber läßt sich streiten, — ein Major mit kleinem Vermögen ist keine gute Partie, — außerdem sind wir doch Blutsverwandte, Ihr aber seid nur Stiefkinder des Verstorbenen!“

„Aber Herwart wurde von seinem Stiefvater adoptirt, und Sefi nennt sich nicht nur mit unserm Familiennamen, sondern sie schreibt sich ‚von Luckna-Sellwitz!‘“

„Du wirst aus Sefi's ungezogenen Gewohnheiten doch nicht einen Rechtsmittel herleiten wollen; ihr Bruder Theo gebraucht den Doppelnamen niemals!“

„Für mich ist nun wieder das, was der einfältige Theo thut oder läßt, nicht maßgebend; ich möchte Dich nur an den großen Einfluß erinnern, den meine leider zu früh verstorbene Mutter auf den Verstorbenen ausübte, und ich hoffe, er hat sein ihr unzweifelhaft gegebenes Versprechen erfüllt!“

„Ja, einstehen kann man freilich für nichts!“ seufzte Frau von Palten, den gereizten Ton, in den sie unwillkürlich verfallen war, plötzlich wieder in einen elegischen umwandelnd.

Darauf begaben sich beide Damen mit gesenkten Köpfen und leise auftretend in das Sterbezimmer.

Sefi war indessen hinaus auf den Hof gegangen, der mit seinen weitläufigen Stallungen und Scheunen ein großes Viereck vor der Front des alten Schlosses beschrieb.

Sie wanderte geradewegs auf den Pferdestall zu, vor dem zwei junge Burschen flüsternd standen.

Sefi, die eine sehr ungebundene Kindheit auf dem Gute des Großvaters verlebte hatte, kannte beide von ihren gemeinschaftlichen wilden Spielen in Hof und Garten her und behandelte sie auch jetzt noch mit einer gewissen Kameraderie.

„Na, Jakob, weißt Du's schon?“ redete sie den einen an.

Dieser nahm die Mütze ab, kratzte sich damit hinter den Ohren und sagte, auf seine Holzspantoffeln herabsehend: „Weiß ich, gnä' Fräulein!“

Sein Gefährte, der die Verpflichtung zu fühlen schien, das linkische Betragen Jakubs gut zu machen, fügte philosophisch hinzu: „Ja, sterben müssen schon alle einmal, die Reichen auch!“

„Freilich, Franzel, und der Großvater ist ja auch alt genug geworden. Was machen die Pferde?“

„Der Herr Kutscher ist drinnen,“ sagte Franzel mit einem vertraulichen Augenblinzeln.

„Schade!“ meinte Sefi, die, bei aller Vorliebe für die Pferde, den Kutscher, den ältesten Bediensteten auf dem ganzen Dominium, nicht leiden konnte. Dennoch trat sie in den Stall, blieb aber sogleich erstaunt stehen, denn in der gegenüberliegenden Ecke saß der alte Gottlieb auf einem Bunde Heu, hatte seinen weißen Kopf in seine beiden Hände gedrückt und weinte wie ein Kind.

Ein unwilliger Zug slog um Sefi's dunkle Brauen, und ihre Stimme klang fast herb, als sie rief: „Aber Gottlieb, was soll das? Glauben Sie, daß Sie mir Komödie vorspielen müssen?“

Der alte Mann richtete sich auf, fuhr mit dem blauweißen Ärmel seiner Stalljacke über seine rothgeweinten Augen und blickte Sefi mit ungekünsteltstem Entsetzen an.

„Jesus Maria, bewahre uns,“ murmelte er und wandte sich dann zu einem der Pferde, an dessen Krippe er sich schweigend zu thun machte.

Sefi stand jetzt neben ihm; sie sah, wie ein krampfhaftes Schluchzen, das der Alte vergeblich unterdrückte, seine Brust hob, und, die Hand auf seine Schulter legend, fragte sie: „Gottlieb, thut es Ihnen denn wirklich so leid?“

Nun hielt der Alte sich aber nicht länger.

„Wie soll mir's denn nicht leid thun!“ brach er los, „seit vierzig Jahren bin ich auf dem Hofe; ein junger Kerl war ich, als der gnädige Herr mich in's Haus nahm, und bei der ersten gnädigen Frau, die ein Engel war, hab' ich gelernt, wie ein ordentlicher Mensch sich benehmen muß, und die schlechten Zeiten, wo sie das Gut verkaufen wollten, hab' ich mit durchgemacht, — und dann, wie wir plötzlich durch das Bergwerk reich wurden, was sie als ein großes Glück priesen, und was doch keins war, denn dann starb die gnädige Frau, und der reiche Witwer wurde natürlich gleich wieder, — nee, da drüber will ich nicht reden, am wenigsten zu Ihnen, Fräulein Sessel, die Sie noch ein Kind sind. Aber so viel kann ich sagen: Glück und Unglück habe ich mit durchgemacht, und wie der Herr alt und wunderbarlich wurde, für mich ist er immer gütig geblieben, und dann, dann kommt mir so'n Kind und denkt, ich spiele Komödie, während mir's das Herz abstößt! Nee, Fräulein Sessel, das hätten Sie nicht nötig gehabt! Und wenn Sie die rechte Enkeltochter hier wären, da hätten Sie's auch nicht gethan, aber so, na ja!“

Sefi hatte mit gesenktem Kopfe zugehört. Es war etwas so Wahres, Ueberzeugendes, das aus den Worten des alten Mannes zu ihr herüber klang, daß sie sich

ergriffen fühlte, und, wie immer, dem augenblicklichen Impulse folgend, sagte sie jetzt: „Seien Sie nicht böse, Gottlieb, ich konnte es mir nur nicht denken, daß jemand ‚ihn‘ lieb gehabt hätte, uns hat er alle so gequält!“

In dem Alten aber kochte der Grimm zu sehr, um sogleich durch ein gutes Wort beschwichtigt zu werden.

„Hat er das?“ knurrte er, „na, dann haben Sie es auch um ihn verdient! Aber ich will mich jetzt nicht quälen lassen, und wo die rechten Erben des Hauses sind, da kann ich ja auch hingehen, in die Fremde und in das Elend!“

„Die rechten Erben?“ Sefi sah ihn erstaunt an.

„Ja, die rechten! Das red't und red't und weiß doch von nichts! Aber ich, ich war hier, wie unsere erste gnädige Frau die dreitausend Thaler erbte, damals, wie es uns so schlecht ging. Und die hat sie hergegeben zu einem Bohrversuch, obgleich es ihr letztes war, und gerade mit dem Gelde haben sie das große Kohlenlager erhoben, durch das wir dann so furchtbar reich geworden sind, — alles kommt von den dreitausend Thalern her! Und die rechten Erben, — aber das verstehen Sie nicht, Fräulein Sessel!“

„Doch, doch, Gottlieb, ich verstehe viel mehr, als Sie denken; bitte, sagen Sie mir alles, was Sie wissen, bitte, bitte!“

„Nee, Fräulein Sessel, Sie sind zwar besser als die anderen; dafür sind Sie auch noch jung, und die Jugend hat immer ein weiches Herze. Aber — aus einer Ente wird kein Schwan nicht, und aus einem Rothschimmel wird kein Rappe nicht. Ich muß an meine Arbeit gehen, daß alles einen Schick hat, wenn der neue Herr kommt. Und was ich vorhin vom Elend gesagt hab', das war auch bloß, weil mir die Galle überlief. Ich hab' einen Sohn, der ist Oberförster und hat sein gutes Auskommen, bei dem kann ich schon unterkriechen.“

„Aber ich möchte so gern noch mehr von Ihnen hören, Gottlieb!“

„Glaub's schon, Fräulein Sessel, allein ich hab' schon zu viel gered't; durch's Reden kommt viel Unglück auf die Welt, und ich hab's immer gesagt: die Pferde sind am flügsten, denn die reden nichts.“

Damit kroch er die Leiter empor, die vom Stall nach dem Boden hinauf führte, und verschwand in der Luke.

Sefi sah ihm einige Augenblicke nach, dann tätschelte sie die blauen Häse der Pferde und verließ endlich den Stall.

## II.

„Großtante, wer ist der rechte Erbe?“ fragte Sefi am nächsten Tage Frau von Palten.

Die alte Dame blickte sie an mit dem Gesicht einer mater dolorosa und sagte: „Vor Gott sind diejenigen die rechten Erben, die dem theuren Entschlafenen blutsverwandt waren.“

„Meinst Du Dich und Tante Magda?“

Frau von Palten blickte zum Himmel auf, ohne zu antworten, und Sefi wandte sich ärgerlich ab.

„Dann weißt Du es eben nicht ordentlich, Großtante, oder Du willst nicht die Wahrheit sagen!“ Sie spricht ja auch von dem ‚theuren‘ Entschlafenen!“ Du verdrehte bei dem Worte ‚theuren‘ die Augen und faltete die Hände, und che Frau von Palten sich noch von ihrem Schreck über die ungerathene Richte erholt hatte, war diese schon aus dem Zimmer verschwunden, um Fräulein Alma Luckna dieselbe Frage vorzulegen.

„Natürlich sind wir die rechten Erben, wir, die der arme, liebe Papa stets wie seine rechten Kinder und Enkel betrachtete und liebte!“

Sefi kniff die Augen halb zu und zuckte die Achseln.

„Du lägst also auch, denn von Liebe habe ich nie etwas bemerkt!“

Und wieder war sie eilig, ehe noch ein strafendes Wort sie erreichen konnte, davongelaufen. Zweck- und ziellos trieb sie sich in Haus und Garten umher.

Der Gärtner, der einige Palmen in das Haus bringen wollte, begegnete ihr. Er war ein jüngerer Mann und stand sonst nicht auf bestem Fuß mit ihr, weil ihr großer Neufundländer, mit dem sie sich gern im Garten umherjagte, ihm regelmäßig die Teppichbeete zertrat.

Heute ließ er bei ihrem Näherkommen den Handwagen mit den Palmen stehen und that etwas, was er noch nie für nötig befunden hatte: er küßte Sefi die Hand.

„Ich wollte gnädigem Fräulein unterthänigst condoliren,“ sagte er, „und ich wollte gnädiges Fräulein auch unterthänigst bitten, mich in Gnaden auf meinem Posten zu belassen.“

„Aber was fällt Ihnen denn ein, Niemann, darüber habe ich doch gar nichts zu bestimmen!“

„Doch, doch, wenn gnädiges Fräulein hier erst die Herrschaft sind, wie Sie es doch bald nach dem Testament des seligen gnädigen Herrn sein werden — —“

„Reden Sie doch keinen Unfinn, Niemann! Ja, die Herrschaft in dritter Linie, wie jetzt auch, aber das nützt uns beiden nichts!“

Der Gärtner schüttelte lächelnd den Kopf.  
„Nein, nein, gnädiges Fräulein wird unsere Herrschaft, und ich bitte unterthänigst, daß gnädiges Fräulein sich später erinnern, daß ich der erste war, der es gesagt hat. Gnädiges Fräulein wissen es vielleicht selbst nicht, aber der Johann hat es ganz deutlich gehört, als der Herr Rechtsanwalt das letzte Mal beim gnädigen Herrn war. Die alten Herrschaften erben alle nichts, und ein junges Fräulein, das noch nicht erwachsen ist, halten zu Gnaden, ist die Erbin.“

„Wer hat das gesagt? Der Johann?“

„Ach, bitte doch sehr, uns nicht in Ungelegenheiten zu bringen. Der Johann hat es sonst keiner Seele gesagt, und die andern erfahren es ja auch noch früh genug bei der Testaments-Eröffnung; aber ich dachte, gnädiges Fräulein sollten es doch wenigstens wissen.“

Sefi's Wangen glühten. Wenn das wahr wäre! Ihr Herz klopfte schneller. Sie die Herrin von Gellowa, sie die Besitzerin von Millionen! Und das alles sollte sie dem alten Manne verdanken, der sie nie in seinem Zimmer hatte leiden wollen, und der jeden ihrer Wünsche, wenn ihm dergleichen durch die Tanten vermittelt worden war, abgeschlagen hatte?

„Es ist gut, Niemann,“ sagte sie endlich, „es bleibt wohl vorläufig am besten unter uns.“

„Und ich bitte unterthänigst, gnädiges Fräulein wollen mir eine gütige Herrin sein!“

Sie nickte.  
„Ja, Niemann, aber — Teppichbeete brauchen Sie dann nicht mehr anzulegen.“

„Ich werde mich in allem nach den Wünschen des gnädigen Fräuleins richten.“

Er nahm seinen Karren wieder auf und fuhr dem Hause zu.

Sehr langsam und nachdenklich folgte ihm Sefi. Sie ging geradewegs auf das Sterbezimmer zu, das sie bisher ängstlich vermieden hatte. Leise öffnete sie die Thür.

Niemand war drinnen.

Der Todte lag auf seinem Bette, weil der Sarg noch nicht angekommen war. Die wachsbleichen, mageren Hände ruhten gefaltet auf der weißen Decke. Wie aus Stein gemeißelt erschien der Kopf mit seinen im Lode scharf hervortretenden großen, edelgeschnittenen Zügen, die ein langer, schneeweißer Bart umrahmte.

Sefi schauerte zusammen.

War das der Großvater? Der übellaunige, hüstelnde alte Herr mit der rauhen, unfreundlichen Stimme, der aus der Tiefe seines Lehnstuhls hervor doch das Regiment im Hause so straff führte? Der alle Heiterkeit, jeden Frohsinn unterdrückte, sodaß es wie ein Alp auf den Gemüthern aller Bewohner gelastet hatte? Und dieser finstere, in sich abgeschlossene Mann hatte an Sefi gedacht? Er hatte beschlossen, ihr Leben zu einem glänzenden, freudenreichen zu machen? Warum? — Sie hatte es nicht um ihn verdient! Warum sollte sie bevorzugt werden? Eine plötzliche Angst schnürte ihr das Herz zusammen, während sie auf das stille Gesicht herablickte. Hundert Fragen stiegen in ihr auf, die sie nicht zu beantworten wußte. Sie hatte noch nie einen Todten gesehen, und das physische Grauen, das sie unwillkürlich empfand, gesellte sich zu der psychischen Qual, daß sie hier einem unverständenen Räthsel gegenüber stand. Vielleicht war der Todte besser gewesen, als sie geglaubt hatte, vielleicht hatte sie ihm gegenüber etwas versäumt, was sich nie wieder gut machen ließ, und er hätte sie geliebt, hätte sie ihm Liebe entgegengebracht! Eine plötzliche, leidenschaftliche Sehnsucht, zu lieben und geliebt zu werden, überkam sie, zugleich mit der Erkenntniß, wie liebeleer ihr Leben sei.

„Mein Gott, mein Gott!“ flüsterte sie, und in Thränen ausbrechend sank sie plötzlich in die Kniee.

Da wurde die Thür geöffnet. Sefi sprang auf. Sie stand ihrem Vater gegenüber, und alle Liebessehnsucht ihres Herzens drängte sich in dem Ruf zusammen: „Papa, mein Papa!“

Herwart Luckna wich, förmlich erschrocken, einen Schritt zurück; aber sie schmiegte sich an seine Brust und schlang die Arme um seinen Hals.

„Habe mich lieb, Papa, ich habe sonst niemand auf der Welt!“

Er wehrte sie leise ab. „Sei vernünftig, ich bitte Dich, es ist der Welt Lauf, daß alte Leute sterben.“

Sefi's Arme sanken plötzlich schlaff herab, sie sah an ihrem Vater vorbei, und ihr Blick glitt wie abwesend über die Gestalt eines jungen Menschen hin, der hinter ihrem Vater stand und mit finster zusammengezogenen Brauen die Gruppe vor sich betrachtete. Er war zugleich mit Herwart Luckna eingetreten, und er hatte ein gutes Recht, neben diesem zu stehen, denn er war sein Sohn, Sefi's einziger Bruder; und doch stand er da, als gehöre er nicht dazu, und als ginge das alles ihn nichts an. Er streckte der Schwester

nicht die Hand entgegen, und sie flüchtete nicht von der Brust des Vaters in seine Arme.

„Ach — Du!“ war alles, was sie sagte, und er antwortete nichts darauf. Es suchte um seinen Mund. Niemand hätte sagen können, ob es Tadel oder Abweisung, oder ob es eine Aeußerung des Mitleids war, die sich auf seine Lippen drängen wollte. Schweigend trat er zur Seite, und Sesi huschte an ihm vorüber, die aufs neue hervorbrechenden Thränen mühsam zurückhaltend. In der Thüre begegneten ihr die Männer, die den Sarg brachten. Sie schauerte zusammen und eilte hinaus, während Herwart in kurzem Tone den Leuten Befehle erteilte.

Herwart von Luckna hatte die Schönheit seiner Mutter geerbt, jene Schönheit, die einst einen so bestirrenden Einfluß auf den Verstorbenen ausgeübt hatte. Dieselben blauen Augen blickten unter schöngezeichneten, tiefdunkeln Brauen aus dem Gesichte des Mannes; dieselben Augen, mit denen die Mutter einst alles durchzusehen gewußt hatte, was sie wollte; und der etwas allzu volle Mund, der ihrer Schönheit vielleicht Eintrag that, wurde bei ihm durch einen dunkeln, wohlgepflegten Vollbart verdeckt. Wie er so da stand, die Leute um sich her um Hauptes Länge überragend, war er das Bild eines schönen Mannes, und niemand hätte in dem etwa zwanzigjährigen schwächtigen Menschen an seiner Seite seinen Sohn vermuthet; so bestimmt und elastisch die Bewegungen des Vaters waren, so unbeholfen erschien die Haltung des Sohnes.

„Siehst Du denn nicht, daß Du den Leuten im Wege stehst?“ fuhr Herwart ihn an. „Tritt doch zur Seite, zu brauchen bist Du doch nicht!“

Da blitzte es kurz auf in den verschleierten Augen.

„Ich wollte ja auch nicht kommen, Vater.“

„Unfinn, vollkommener Unfinn; Du gehörst natürlich hierher!“

So leise die Worte gesprochen wurden, so heftig wurden sie doch hervorgestoßen.

Eine feine Röthe überzog die Stirn des jungen Mannes, die breiten Lider verdeckten wieder die Augen, und Herwart vollendete die Aufbahrung des Verstorbenen, ohne weitere Notiz von seinem Sohne zu nehmen.

Alma von Luckna trat ein.

„O, mein Gott,“ rief sie, mit einem nervösen Schluchzen dem Sarge gegenüber stehen bleibend, während die Männer leise auftretend sich entfernten.

„Ich bitte Dich, keine Scene,“ sagte Herwart, „es ist hier Nöthigeres zu besprechen!“

„Ach, und der liebe Theo, da ist er ja auch!“ fuhr Fräulein Alma in weinerlichem Tone fort, ihrem Neffen die Hand entgegenstreckend. „Wer hätte das gedacht!“

Theo's Fingerspitzen berührten mit augenscheinlichem Widerwillen die dargereichte Hand, während Herwart sich ungeduldig abwandte.

„Ich werde noch heute den Amtsrichter auffuchen; die Testaments-Eröffnung muß sofort nach der Beisetzung erfolgen,“ — sagte er, weitere Gefühlsäußerungen kurz abschneidend.

„Der Amtsrichter hat neulich hier geäußert, daß der Justizrath Brettner vom lieben, seligen Papa ansersehen worden sei, das Testament zu verlesen,“ flüßelte Fräulein Alma.

„Brettner, — Brettner? — Ach, das ist der alte, trodene Schleicher! Ist denn der immer noch im Verkehr mit Papa geblieben? Ich denke, sie waren aus einander?“

„Wenn Du meine Briefe aufmerkamer gelesen hättest, lieber Herwart —“

„Ueber diesen Punkt hast Du mir nie etwas geschrieben, immer nur das Lamento über Sesi, das ich satt hatte.“

„Ich habe Dir doch geschrieben, daß Brettner in der letzten Zeit öfter hier war, und daß die alte Freundschaft wieder neu aufzuleben schien.“

„Kein Wort weiß ich! Aber das kommt von Deinem sentimentalen Geschreibsel, aus dem kein Mensch klug werden kann.“

„Du hast meine Briefe eben nicht gelesen, o, ich hatte immer das Gefühl davon!“

„Unfinn und kein Ende! Nun, ich —“ er unterbrach sich plötzlich — „ich werde also sofort zum Amtsrichter fahren!“ Er verließ das Zimmer.

Tante und Neffe standen sich einige Augenblicke schweigend gegenüber. Dann begann Fräulein Alma mit einem tiefen Seufzer: „Es ist recht schwer, mit Deinem Vater auszukommen, mein armer Theo. Gott gebe, daß alles gut gehen möge. Du siehst übrigens recht elend aus!“

„Ich? — O — nein, ich danke, es geht mir gut!“

„Armer Theo, ich denke, es ist Dir und uns allen zu wünschen, daß bald bessere Zeiten für uns kommen.“

Statt aller Antwort wandte er sich kurz ab und trat an das Fenster, wo er die Stirn gegen die Scheiben legte.

„Armer Theo, Du hast wohl wieder Kopfschmerzen?“

„Ich? Nein, ich danke, es geht mir wirklich ganz gut!“

Sie schüttelte den Kopf und ging langsam hinaus.

Im Hausflur begegnete sie Frau von Paltan.

„Theo ist drinnen?“ fragte sie, „der Arme, er wird immer sonderbarer, ich glaube wirklich, er ist nicht recht.“ — Sie tippte bedeutungsvoll an ihre Stirn.

„Wie ist das auch anders möglich,“ gab Frau von Paltan zurück, „bei der Art und Weise, wie der aufgewachsen ist! Kein Mensch weiß, wie und wovon er lebt.“

„Ach ja!“ seufzte Fräulein Alma.

„Ja, es ist unerhört, daß Ihr Euch nicht um ihn kümmert, Du sowohl wie Dein Bruder!“

„Ich? Mein Gott, was sollte ich wohl thun?“

„Du bist doch sonst nicht so unpraktisch,“ sagte Frau von Paltan und schloß die Thür hinter sich lauter, als das in so unmittelbarer Nachbarschaft des Sterbezimmers passend war.

### III.

Die Beisetzung hatte stattgefunden. Der alte Herr ruhte in dem Mausoleum, das er noch bei seinen Lebzeiten im Park hatte errichten lassen, weil, wie er zu sagen pflegte, nach seinem Tode sich doch niemand um diese Angelegenheit gekümmert haben würde.

In dem Saale, in dem die Palmen noch standen, die den Sarg beschattet hatten, war die Familie versammelt, um der Eröffnung des Testaments beizuwohnen. Herwart von Luckna ging mit nervöser Ungeduld zwischen seinen Verwandten hin und her.

„Wo ist denn Theo?“ fragte er, suchend umherblickend.

Er stand gerade vor einem sehr jungen, etwas stüßertig gekleideten Menschen, der ein Pathenkind des Verstorbenen, den letzten Rest seiner Sommerferien dazu verwandt hatte, um der Beisetzung des alten Herrn beizuwohnen.

„Ach, Sie sind noch da, lieber Egmont?“ sagte Herwart etwas gelehrt. „Wissen Sie nicht, wo Theo ist?“

„Keine Ahnung, Herr von Luckna!“

„Wollen Sie mir den Gefallen thun, sich nach ihm umzusehen? Auch Sesi fehlt, — eine Viertelstunde kann schon noch vergehen, bis der Justizrath kommt.“

„Schön, ich werde die beiden suchen!“ Egmont Malkolm entfernte sich.

Herwart sah ihm mit einem mißbilligenden Blick nach und zuckte die Achseln.

Was wollte der eigentlich? Dachte er vielleicht auch an eine Erbschaft? Lächerlich!

Egmont hatte sich indessen hinausbegeben und wandte sich dem Gartenausgang zu. Dort, auf dem letzten Pfeiler der Treppe saß Sesi in Gesellschaft eines prächtigen Pfauen, dessen buntem beringtem Schweif in der Sonne glänzte, während er mit dem metallisch schillernden Halse langsam gravitative Bewegungen machte, als wolle er das schöne Farbenspiel recht zur Geltung bringen.

„Fräulein Sesi,“ rief Egmont in vorwurfsvollem Tone, „wissen Sie denn nicht, daß wir schon alle versammelt sind?“

Sie wandte sich ihm über den Pfau hinüber zu und lachte.

„Natürlich weiß ich das, und deshalb sitze ich mit Hans' hier.“

„Hat Ihr Herr Vater Ihnen nicht gesagt, daß er Ihre Anwesenheit drinnen wünscht?“

„Freilich, aber das ist für mich nicht maßgebend!“

„Aber Sesi!“

„Entsetzen Sie Sich nur nicht so, was ist denn dabei? Ich weiß vielleicht mehr von dem Testament als alle, und gerade deshalb will ich nicht dabei sein, wenn es verlesen wird.“

„Solche Drakelsprüche kann ich nicht verstehen, ich weiß nur, daß Ihr Herr Vater Ihre Anwesenheit wünscht, und daß ich außer Ihnen noch Theo suchen muß!“

Mit einem Sprunge war Sesi von dem Pfeiler herabgeglitten, sodas der Pfau erschrocken aufplatterte.

„Was? Theo ist auch nicht dabei? Das ist das erste, was mir von ihm gefällt, — vorausgesetzt, daß er nicht etwa aus Dummheit fehlt!“

„Warum halten Sie alle Theo eigentlich für dumm?“

Sesi tippte auf ihre Stirn und zuckte die Achseln.

„Es fehlt ihm eben da.“

„Das begreife ich nicht! Gesehen hat er freilich kein Wort mit mir, — aber er hat mit achtzehn Jahren sein Abiturienten-Examen gemacht, er bereitet sich schon auf den Referendar vor.“

„Er hat Lernverstand, aber sonst keinen; sehen Sie ihn doch 'mal an, wie er herumgeht!“

„Ich finde das sehr sonderbar, daß Sie so über Ihren Bruder urtheilen.“

„So? Nun, ich — ich finde Sie auch sehr sonderbar! Versäumen Sie nur ja nicht die Testaments-Eröffnung!“

Sie lachte laut auf und lief davon. Er blickte ihr ärgerlich nach.

„Das ist ein Kobold von einem Wädel! Aber — ich wünschte auch, ich wäre nicht hier geblieben, — sie sehen einen alle so sonderbar an. Er ging in den Garten hinab, um Theo zu suchen.“

In einiger Entfernung vom Hause fand er ihn auf einer Bank hinter einer Taxushede.

„Ich komme im Auftrage Ihres Herrn Vaters, Herr von Luckna,“ begann er, höflich seine Mütze lüftend.

Theo machte eine verneinende Kopfbewegung.

„Lassen Sie es gut sein, Herr Malkolm, ich bin absichtlich hier geblieben; — übrigens hörte ich soeben einen Wagen über die Rampe rollen, — der Justizrath ist also da, und wenn Sie nichts versäumen wollen —“

Egmont Malkolm erröthete unter dem etwas spöttischen Ton, in dem Theo zu ihm sprach.

„Ich habe da drinnen durchaus nichts zu versäumen, Herr von Luckna, wenn Sie mir gestatten wollen, hier zu bleiben.“

Theo rückte unwillkürlich zur Seite, und Egmont setzte sich neben ihn. Theo, der ein Buch in der Hand hielt, begann ein wenig nervös darin zu blättern, und Egmont malte mit seinem zierlichen Stöckchen Figuren in den Sand.

Er hätte gern gesagt, daß er eigentlich nur aus Neugierde und Unüberlegtheit nach der Beisetzung in Hellowa geblieben wäre; es war ihm peinlich, daß offenbar auch Theo dachte, er sei hier, weil er eine Erbschaft erwartete; aber er fand das rechte Wort für den Anfang nicht.

Endlich sagte Theo: „Wissen Sie, wann der nächste Zug nach Berlin geht?“

Egmont nannte die Zeit und fügte hinzu: „Ich wünschte, ich wäre auch erst so weit, daß ich von Hause fort und in die Welt könnte.“

„Seien Sie glücklich, daß Sie ein zu Hause haben!“

Das wurde in so ernstem Tone gesagt, daß die „schneidige“ Antwort, die Egmont am liebsten darauf gegeben, ihm doch selbst nicht recht passend schien. Er schwieg und beobachtete seinen Nachbar von der Seite. Theo's Gesicht war schmal und blaß, aber die Stirne erschien schön gewölbt, Augen und Mund waren ernst und streng, doch fein geschnitten. Egmont hätte gern mehr von ihm gehört. Es fiel ihm ein, daß Theo's Vater all-gemein als Erbe von Hellowa galt.

„Werden Sie in Hellowa bleiben, wenn Ihr Herr Vater —“ Egmont vollendete den begonnenen Satz nicht, so erschreckte ihn die Veränderung, die plötzlich mit Theo vorging. Dessen Wangen rötheten sich, seine Augen blitzten zornig auf.

„Ich bin kein Schmarozer!“ rief er, „ein Mann soll für sich selbst sorgen, sonst verdient er nicht, ein Mann zu heißen!“

„Ich meinte ja nur, — Sie haben mich wirklich falsch verstanden,“ stammelte Egmont. Indessen Theo schien schon besänftigt.

„Lassen Sie nur,“ sagte er in ruhigerem Tone, „ich taue wenig zum Verkehr, wie Sie sehen, ich bin am besten für mich allein.“

Egmont erhob sich.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie störte!“ Er machte eine Verbeugung und ging davon.

Egmont Malkolm war sehr selten unzufrieden mit sich, aber in diesem Augenblicke war er es doch. —

Im Saale hatte die Spannung des Wartens inzwischen ihren Höhepunkt erreicht.

Endlich ertönte das erlösende Wort: „Der Justizrath kommt!“

Die Thür öffnete sich leise knarrend, und auf der Schwelle stand der Erwartete, ein weißköpfiger Herr in enganliegender, fast zu knapp erscheinender Kleidung. Die lange, hagere Figur war etwas nach vorn geneigt. Er wandte sich nach der Seite, um einige Worte mit Herwart zu wechseln, und stand so mit seinem runden Rücken und herabgeneigten Kopf einen Augenblick wie ein schwarzes Fragezeichen in der Thür. Dann schnellte der unverhältnißmäßig kleine Kopf empor, die schwarz behandschuhte Hand glitt über den kurzen grauen Vollbart, die Brillengläser blitzten im Lichte der gegenüberliegenden Fenster und verbargen die Augen vollständig. Mit einer steifen Verbeugung begrüßte er die Versammelten, worauf er sich auf den für ihn bestimmten Platz niedergelassen ließ. — Der Amtsrichter überreichte ihm das versiegelte Testament, dessen Aufschrift lautete: „Durch Herrn Justizrath Rechtsanwalt Brettner der Familie vorzulesen.“

Der Justizrath las diese Aufschrift, dann erbrach er die Siegel. Das leise Knistern dieser durchzuckte die Versammelten wie ein elektrischer Schlag.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

## Das Ziehkind.

Novellette von Gertrud Franke-Schievelbein.

„Sie hatte ihren weißen Pelerinen-Mantel umgelegt und den großen seidenen Greenaway-Hut auf dem Kopfe. Die Mama gab ihr noch einen Kuß und einen ganzen Haufen guter Lehren mit auf den Weg. Dann stieg das kleine Fräulein wohlgenüth in die Unterwelt — d. h. auf die Straße — hinab. Im rechten Arm hielt sie ihre Martha-Puppe. Der linke schleifte einen winzigen Korbwagen hinter sich her. Auf jeder Treppenstufe gab es einen kleinen Bumms, den Ilse prompt mit einem onomatopäetischen „Du, ba, trads, hopp“ . . . u. s. w. markirte. Einmal trachte es sogar bedenklich, und der Inhalt des Wagens, der in lauter kleinen, sauberen Federbetten bestand, kollerte nach allen Richtungen über die Stufen. Die kleine Dame sah sich um, sagte bedauernd „O!“, seufzte aus Herzensgrunde und stand ein Weilchen, als erwarte sie, daß die Ausreißer von selber wieder an Ort und Stelle marschieren sollten. Da dies aber begreiflicher Weise nicht geschah,

„Onkel Kobbat,“ sagte sie, ihre Last niederlegend, mit geschäftsmäßiger Kürze, „hast Du heut' was?“  
Hierauf hielt er ihr eine lange Rede, die in dem niederschmetternden Vorwurfe gipfelte, daß sie immer nur käme, um ihn zu brandschlagen. Ilse aber stützte sich mit dem Ellbogen auf einen Stuhl, nahm die Korallenkette zwischen die rothen Lippen, schlenkerte mit dem rechten Bein und guckte mit so unverhohlener Zerstreutheit im Zimmer umher, als habe Onkel Robert chinesisch gesprochen. Dann auf einmal fiel ihr etwas ein. Sie fuhr mit der Hand zwischen die Falten des Kleides in die Tasche und hob die kleine Faust sammt dem Rädchen so hoch, daß allerlei niedliches weißes Unterzeug zum Vorschein kam. „Sieh' mal, Onkel Kobbat!“  
„Was denn, Prinzessin? — Der neue Unterrock mit dem blauen Rande? — Bezaubernd! Auf Ehre!“  
Sie schüttelte überlegen lachend den Kopf. „Bist Du aber dumm!“ sagte sie. Er legte sich weiter auf's Rathen.  
„Ah, — richtig! Die Tasche! — Alle Achtung! Famos!“  
Sie nickte würdevoll. „Jetzt bin ich schon groß. Und ich habe auch ein Taschentuch drin. Siehst Du? Und kann Kiesel 'rein stecken und Nüsse . . . und Cakes . . . und Bilder, — was Du hast!“  
Der Onkel strich nachdenklich seinen Bart, — oder das, was

„Ja!“ sagte sie, mit der Seelengröße des echten, gottbegnadeten Talents jede falsche Bescheidenheit verschmähend. „Aber hast Du denn auch einen Bleistift, Onkel?“  
Da er wußte, daß er sich nur durch das Opfer eines solchen von der kleinen Wegelagerin loslaufen konnte, lief er an seinen Schreibtisch und holte einen ganz stattlichen Faber, der kaum zur Hälfte verbraucht war.  
„Der ist aber klein . . .“ sagte sie in ihrer grenzenlosen Ehrlichkeit. Als er ihr indessen zuredete, daß sie damit sogar jeder Dame zwei Köpfe malen könne, war sie zufrieden. Sie packte ihren Korb in den Wagen, nahm ihre Last wieder in die Arme und ging zur Thür. „Tsch, Onkel!“  
„Und krieg ich keinen Dant?“  
Sie hielt ihm das rosige Mäulchen hin, auf das er einen herzhaften Kuß drückte. „Na, — und das — von vorhin . . . daß Du meine Frau wirst, — dabei bleib' s natürlich, hörst Du?“ fragte er, indem er ihr die Thür öffnete.  
Aber nein, sie hörte nicht. „Dore! Dore!“ rief sie dem Kinder mädchen zu, das den kleinen Bruder in dem hübschen, blauweißen Korbwagen vor der Thür auf und ab fuhr. „Dore! Ilse hat was! Sieh' mal bloß, Dore!“  
Onkel Robert nahm die Nichtbeachtung seines ersten Heirathsantrages mit philosophischem Gleichmuth auf. Lachend sah er



In der Marsch.

Nach dem Bilde von J. Prokisch. — Siehe Seite 96.  
Photographie-Verlag von Wintertod & Demald, Im Haag.

trug sie sie unter jammervollem Stöhnen zusammen, stupste Martha mit in das Fuhrwerk, so rücksichtslos, daß ihre ledernen Beine herausbaumelten, und schleifte die ganze Geschichte, hochroth vor Anstrengung, in ihren beiden runden Armen weiter abwärts.

„Nannette!“ rief sie auf dem Flux der ersten Etage, „Ilse geht runter! Und Püppchen geht auch mit!“

Sogleich flog die Thür auf. Eine schöne, blanke Küche ward sichtbar, und eine ältere Person mit einer großen Schürze stürzte jubelnd heraus. „Da bist ja, Du goldigs Herzle Du!“ rief sie, kniete bei der kleinen Dame nieder und überhäufte sie mit zärtlichen Lieblosungen.

„Also 's Kind geht runter?“ schmeichelte sie, „und nimmt gar 's Püppchen mit? Und au 's Wägle? Tausend ja, Du Goldherz! Und die Dore mit dem Brüderle ist au scho unte? Na, da lauf' als, Du Goldigs! Oder wart' lieber! Die Nannett' trägt Dir's schwere Wägle!“

Etwas widerstrebend trennte Ilse sich von ihrem Spielzeug. Dann rückte sie ihren Hut gerade und wuschte die Küsse, die auf das ganze rosige Gesicht hinabgeredet waren, mit dem Mantelärmel ab. „Ruht nicht, Nannette!“ sagte sie mit komisch-vornehmer Mißbilligung, „Ilse will das nicht!“

„Daß Dich's Mäusle beißt! Wird ja ganz wüsch, 's Kind, wenn mer's so arg derzt!“ Damit nahm sie das kleine Fräulein bei der Hand und führte sie bis auf den nächsten Treppenflur, wo Ilse erklärte, sie könne jetzt allein.

Und während Nannette, über das ganze saltige Gesicht lachend, wieder in ihrer Küche verschwand, klopfte Ilse, da sie die Hände voll hatte, mit der Fußspitze an eine Thür. „Onkel Kobbat! Lopp, lopp! (I konnte sie noch nicht sprechen) Stube rain! Ilse will Stube rain!“

Nicht lange, so that sich auch diese Thür auf und ein blutjunger Student mit langer Peise machte ihr eine tiefe Verbeugung. „Ah, Prinzessin Ilse! — Na, — treten Sie gefälligst näher!“

vorläufig bei ihm dafür gelten mußte. „Hör' mal, Prinzessin, der Fall wird ja verzeifelt ernst! Da kann ich ja gar nicht anders! . . . Das sind ja schon mehr moralische Daumenschrauben! . . . Aber Du hast mich gestern bereits ganz ausgeplündert. . . .“ Und suchend schweiften seine Augen umher. Dann sprang er plötzlich vergnügt auf und brachte ein Büchlehen an, mit groben Holzschmitteln von Damen-Toiletten, eine Geschäfts-anpreisung, die ihm heute zugeschickt worden.

„Sieh' mal,“ sagte er, das kleine Mädchen auf seinen Schoß nehmend, „das herrliche Buch! Für meine künftige Frau nämlich. Und Ilse, — das wollte ich Dich schon immer fragen: Du wirst doch 'mal meine Frau, was?“

„Ja!“ sagte sie, durch diese ernste Wendung des Gesprächs nicht im mindesten aus dem Gleichgewichte gebracht. „Aber das ist ein dummes Buch. . . .“

„Ein dummes —?“ rief er empört. „Sieh' einer! — Und warum denn, Du kleiner Kiesel?“

„Die Damen haben ja keine Köpfe,“ sagte sie im Tone tiefster Mißbilligung.

Er kratzte sich hinter den Ohren. „Keine Köpfe?“ rief er gedehnt, um Zeit zum Ueberlegen zu gewinnen. Denn jetzt hieß es diplomatisch verfahren. Wenn er ihr sagte, das seien überhaupt keine Damen, sondern nur Kleider, so kriegte sie's fertig, das ganze Buch zurückzuweisen.

Da kam ihm eine Idee. Er zog die Augenbrauen wichtig und geheimnißvoll in die Höhe. „Ich will ja die Kopflosigkeit dieser Gesellschaft durchaus nicht leugnen,“ flüsterte er. „Aber weißt Du auch, warum sie alle so zur Welt gekommen sind?“

Sie schüttelte ihren hübschen Blondkopf und starrte ihn erwartungsvoll an.

„Ei, damit Du ihnen welche malen kannst, natürlich!“ rief er, als sei das die selbstverständlichste Sache von der Welt.

„Darum?“ fragte sie argwöhnisch und unterzog die „Damen“ einer streng kritischen Musterung.

„Na, Spaß bei Seite: Du malst ja doch so wunderschön!“

ihr nach, wie sie auf ihren dicken Beinchen durch den Garten rannte. Dann ging er mit einem kleinen Seufzer wieder an seine langweiligen Schmöcker.

„Na, wo bleibst denn mant!“ rief Dore ärgerlich. Ilse's „Abstieg“ hatte mit allen Stationen gerade eine Viertelstunde gedauert.

Vor dem hübschen, wohlgepflegten Garten zog sich ein etwa metertiefer, grasbewachsener Graben hin. Eine gemauerte Brücke führte von der Straße hinüber. Auf dem niedrigen Rande der Brücke, der wie geschaffen war als Sitzgelegenheit für kleine Leute, saß Ilse gar zu gern. Heute aber erblickte sie zu ihrem namenlosen Erstaunen dort ein fremdes Kind.

„Wer bist Du?“ fragte sie eifrig, alles andere über dem neuen Ereigniß vergessend. „Und bist Du ein Junge oder ein Mädchen?“

Ihre Zweifel waren allerdings nicht unberechtigt. Denn das Geschöpfchen, es mochte etwa vier Jahre sein, hatte zwar kurzgeschneidenes, strohfarbenes Haar, das nach allen Himmelsrichtungen borstenartig in die Luft strebte, aber die großen, wasserblauen, scheuen Augen, die aus dem gelblichblaffen, häßlichen Gesicht blickten, besaßen gar nichts Jungenhaftes. Dazu kam eine lange ausgewaschene Hängegeschürze, die gerade auf der Brust einen großen, dunkleren Flecken zeigte, und unter dieser guckten ein Paar grobe Lederschuhe hervor, deren Schnüre sich gelöst hatten.

Die unvernünftige Größe dieser Fußbekleidung entlockte Ilse sofort die weitere Frage: „Du . . . und sind denn das Deine Füße?“

Das kleine lebendige Räthsel that nichts zur Aufklärung der Sache. Es zog nur die Füße noch weiter unter die Schürze und starrte seinerseits mit blöder Neugier das reizende Mädchen an, als habe es nie etwas Aehnliches gesehen.

„Warum sitzt Du denn auf unserer Brücke, Du? — Und wo wohnst Du? Und wie heißt Du denn eigentlich?“ fragte Ilse. Sie stellte ihren Wagen nieder, um sich ungehindert der



Maria Pacheco.  
Nach dem Bilde von G. Claitru. — Siehe Seite 96.

Erforschung des Räthselwezens hingeben zu können; zärtlich hobte sie auf den Boden hin, sah ihm von unten ins Gesicht und plapperte mit ihrer wunderbar entwickelten Beredsamkeit von der Mama, vom Brüderchen, von der neuen Tasche und andern wichtigen Dingen.  
Aber ihre Liebenswürdigkeit schien das arme Kind nur noch mehr einzuschüchtern. Es sah von Zeit zu Zeit mit ängstlichem Blicke zur Seite und wäre gewiß ausgerückt, wenn es nur den Muth dazu gefunden hätte.

Da fiel Ilse das neue Buch ein. „Sieh 'mal!“ sagte sie, „das hat mir Onkel Robbat geschenkt. Weil ich so wunderschön malen kann. Kannst Du auch malen? Soll ich Dir's schenken?“ Strahlend vor Freude sah sie, wie das kleine stumpfe Gesicht vor ihr sich erhellte. Und jetzt ein leises Nicken.  
„Da hast Du's,“ sagte Ilse großmüthig. „Aber sag': 'bitte!' Artige Kinder sagen immer 'bitte.'“  
Nach einem langen Zögern kam ein heiseres „Bitte“ aus dem Munde des Kindes. Und dann schämte es sich auf ein-

mal, so heftig, daß es die Arme vors Gesicht legte. Und da sich's dabei zurückbog, verlor es plötzlich das Gleichgewicht, überstülpte sich und lag im Graben.  
Aber im Fallen löste diese kleine Spying ihr streng bewahrtes Räthsel. Ilse sah unter der flatternden Schürze ein paar dunkle Knabenhöschen und einen vielfach geflickten Kittel.  
„Dore!“ rief sie eifrig, „Dore! Es ist ein Junge! Aber, Dore, der Junge ist 'runtergeplumpst! Und es hat aber so geplatscht, Dore! Hol ihm 'rauf, Dore!“





